

ULRICH KARTHAUS

POETISCHE THEOLOGIE

ÜBERLEGUNGEN ZU THOMAS MANN



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

editorial board

URSULA AMREIN, ZÜRICH
YAHYA ELSAGHE, BERN
ALEXANDER HONOLD, BASEL

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung.

Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf Alster Werkdruck der Firma Geese, Hamburg,
alterungsbeständig nach ISO 9706.

Satz: Marion Juhas, Aschaffenburg

Druck: betz-druck, Darmstadt

Bindung: Litges & Dopf, Heppenheim

Printed in Germany

ISSN 0563-4822

ISBN 978-3-465-03951-8

INHALT

Vorwort	9
KRITIK AN DER KIRCHE	13
TOD UND KUNSTRELIGION	35
LEBEN	61
SAVONAROLA	71
<i>JOSEPH UND SEINE BRÜDER</i>	87
RELIGION UND MYTHOS	97
<i>Die Entdeckung Gottes</i>	103
<i>Gott und seine Geschichte</i>	113
<i>Der Wille Gottes</i>	122
<i>Segen</i>	131
<i>Gottes Boten</i>	149
<i>Thamar</i>	161
<i>Bericht von Mont-Kaws bescheidenem Sterben</i>	166
<i>Das heilige Spiel</i>	169
<i>DAS GESETZ</i>	175
DER TEUFEL	185
<i>DER ERWÄHLTE</i>	207
LUTHER UND SEINE HOCHZEIT	219
Abkürzungen	239
Literatur	241
Register	249

Das Jenseitige ist nicht das unendlich Ferne,
sondern das Nächste. Letzter Ernst ist nie
ohne eine Dosis Humor.

Dietrich Bonhoeffer

VORWORT

Dieses Buch schließt eine Lücke der Thomas-Mann-Forschung. Die Literatur zu diesem Dichter behandelt zahlreiche Aspekte seines Werkes aus unterschiedlichen Bereichen wissenschaftlicher Erkenntnis. Es gibt Abhandlungen über die Mythologie in seinen Dichtungen, über die Psychoanalyse, die Musik, die Medizin und andere Disziplinen, denn er war auf sachlich fachliche Genauigkeit und auf Anschaulichkeit seiner erzählenden Prosa bedacht. Aber nur einige wenige Aufsätze behandeln theologische Fragen, die sich im Zusammenhang mit Werken dieses Dichters stellen. Die Literaturwissenschaft hat betreffende Gedanken und poetische Motive kaum wahrgenommen. Dass sich einige Theologen in einzelnen Arbeiten mit ihren fachlichen Kenntnissen und Interessen dem Werk Thomas Manns genähert haben, ist begrüßenswert, aber eine Gesamtdarstellung wird dadurch nicht ersetzt.

Als Kind des späten neunzehnten Jahrhunderts war Thomas Mann noch ein Zeitgenosse Wilhelm Raabes, Gottfried Kellers und Theodor Fontanes. Es gab auch schon den Naturalismus, der den Protest des bürgerlichen Theaterpublikums provozierte. Zugleich wuchs er in eine kulturelle Sphäre hinein, die von Arthur Schopenhauer, noch deutlicher jedoch von Richard Wagner und Friedrich Nietzsche geprägt war. Beiden Philosophen und dem Theoretiker des Gesamtkunstwerks verdankte er wesentliche Anregungen für seine Dichtungen. Bei der Aufnahme dieser Tendenzen und Moden blieb er nicht allein der deutschen Kultur verpflichtet; sondern lebte als Europäer. Das bezeugt seine Kenntnis der französischen und der „heiligen russischen Literatur“.

Thomas Mann war kein praktizierender Protestant. Das mag einer der Gründe für die literaturwissenschaftliche Vernachlässigung theologischer Fragen in seinen Dichtungen sein. Dass er der „Ungläubige Thomas“ genannt wurde, kann man als Scherz mit einer sprichwörtlichen Redensart verstehen, aber auch auf die skeptische Ironie seines poetischen Sprachstils beziehen. Dass er indes von früher Kindheit an die Atmosphäre lutherisch geprägter Religiosität gleichsam eingeatmet hatte und dass sie ihn sehr viel nachhaltiger beeinflusste als die „pompöse Demut“, die er bei seinem ersten Aufenthalt in Rom kennen lernte und als ästhetisches Vergnügen erfuhr, wurde weithin übersehen. Er betrachtete die römisch-katholische Kirche und ihren Kult ästhetisch aus der Perspektive eines Reisenden – die Atmosphäre seiner Herkunft jedoch hatte ihn erzogen, fast so nachhaltig wie seine Muttersprache. Dass er sich an dieser Atmosphäre rieb, dass sie ihn

in *Buddenbrooks* zu ironischem und satirischem Spott anregte, steht auf einem anderen Blatt.

*

Man kann die literaturwissenschaftliche Abstinenz von theologischen Methoden, Aussagen und Problemen mit unterschiedlichen Beobachtungen erklären. Das wäre eher Sache der Soziologie als der Literaturwissenschaft. Aber soviel scheint klar: Die Medizin kann Krankheiten besiegen, also wendet man sich im Krankheitsfall an einen Arzt und nicht an einen Medizinmann. Wer Probleme in seiner Ehe hat, sucht die Couch des Psychoanalytikers eher auf als den Beichtstuhl eines Priesters. Dieser Umstand führt zu einer weitgehenden Abkehr von der Theologie. Sie war einst die Königin der Wissenschaften und ist auf das soziale Niveau einer Magd hinabgesunken. Wenn aber sogar behauptet wird, sie sei keine Wissenschaft, also könne man sie vernachlässigen, darf man daran erinnern, in welchem Maße Kirchen und ihre Theologien die Geschichte und Politik, die Gesellschaft und ihre Sitten nicht nur beeinflusst, sondern geprägt haben. In den Städten sieht man Kirchen und hört ihre Glocken läuten, kirchliche Feste gliedern den Kalender des Jahres, und die Kirchenmusik gehört zum Repertoire der Konzertsäle. Kultur und Bildung würden ohne diese Elemente ein deutliches Defizit aufweisen. Und was Thomas Mann betrifft: der Mangel theologischer Kenntnisse hätte die Folge, dass ohne die Kenntnis theologischer Überlieferungen ein konstitutives Element seines Werkes vernachlässigt würde.

*

Keineswegs hinderte Thomas Mann seine evangelisch-lutherische Erziehung an der Sympathie und Empathie gegenüber anderen Kirchen. Detering hat 2012 sein Engagement in der Unitarischen Kirche dargestellt, und Elsaghe wies im selben Jahr auf die Spuren portugiesischer Urreligion hin, die sich einer genauen Lektüre in der Figur der Madame Kuckuck zeigen (Sprecher 2012).

Er führte in seinem Werk mit der Theologie einen fruchtbaren Dialog, nicht überall mit der gleichen Deutlichkeit, aber in vielen Werken erkennbar. Die Verspätung, mit der die Theologie das wahrgenommen hat, ist verständlich, wenn man sich vor Augen hält, dass er sich als modernen Dichter verstand. Er verfügte über eine außergewöhnliche Kenntnis der Bibel; es gibt Theologen, die er – was diese Kenntnis betrifft – sogar übertrifft. Dem widerspricht nicht, dass er als Künstler Skeptiker war, der sich einem ironischen Realismus verpflichtet wusste. Und seine Skepsis hinderte auch nicht seine einige Male geäußerte Sympathie mit der katholischen Kirche.

*

Thomas Mann war ein – im weitesten Sinne – moderner Dichter. Will sagen: seine Dichtungen, anders als seine Essays, Vorträge und Briefe, waren ihm nicht Vehikel zum Transport von Überzeugungen und Ansichten, die auch außerhalb der Dichtung gelten oder diskutiert werden. Sie erzählen Geschichten und werfen Fragen auf, die der Leser bedenken, beiseiteschieben oder auch übersehen kann. Dabei verfährt er nach den Gesetzen eines Gesamtkunstwerkes – nicht im Sinne Wagners, sondern im Sinne der romantischen Literaturtheorie Friedrich Schlegels, der, orientiert an Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, 1798 den Begriff einer „progressiven Universalpoesie“ zur Diskussion gestellt hatte. Wenn daher ein Theologe meint, der Leser gewinne z. B. von der Lektüre der Romantetralogie *Joseph und seine Brüder* bei genauerer Lektüre keine tieferen theologischen Einsichten, sondern nur eine gesteigerte intellektuelle Anregung, dann trifft er wohl ziemlich genau die Absicht dieses Dichters. Er schreibt keine Predigten, sondern regt den Leser an, über Fragen nachzudenken, die der Gang der Handlung stellt und die Figuren des Romans bewegen.

Der Dichter Thomas Mann war kein Seher, der womöglich mit den Geistlichen konkurrieren will. Das Bild des poeta vates, des Dichters als Priester und Seher war ihm fremd. Er erwähnt es, soweit ich sehe, nur einmal in *Joseph in Ägypten*. Dort gibt es einen alten „Harfenspieler, der mit dünnen Krummfingern sacht in die Saiten griff und undeutliche Murrelieder sprach. Er war blind, wie es sich für einen Sänger gehörte, und konnte auch etwas weissagen, obwohl nur stockend und ungenau.“ Man kann diese lakonische Erwähnung als Beschreibung des Gegenteils dessen verstehen, was er selbst als Poet in seinen Werken schuf. Der Briefwechsel Thomas Manns mit Josef Ponten, der ihm absprach, ein Dichter zu sein, zeigt ausführlicher, dass jene Vorstellung vom Dichter als Seher und als Verkünder ewig gültiger Wahrheiten von der Literaturgeschichte spätestens seit dem poetischen Realismus des neunzehnten Jahrhunderts überholt war. Ponten ist heute nahezu vergessen, indes der Ironiker und Humorist Thomas Mann zu den bedeutendsten deutschen Dichtern des zwanzigsten Jahrhunderts gezählt wird. Das liegt auch an der vielseitigen Deutbarkeit seiner Werke, die sie für den Leser ergiebig macht.

*

Der Verfasser ist germanistischer Literaturwissenschaftler und lehrte an der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Er hat über den Sturm und Drang, über Autoren des neunzehnten Jahrhunderts, über die Literatur um 1900 und über Robert Musil etliche Aufsätze, Bücher und Anthologien veröffentlicht. Dabei machte er die Erfahrung, dass Aufsätze kaum wahrgenommen, Bücher aber zitiert, kopiert, gekauft und bisweilen sogar gelesen werden. Das regte ihn zu diesem Buch an. Es wendet sich nicht

nur an Germanisten sondern ebenso an Leser, die Thomas Manns Werke vielleicht nur flüchtig oder zum Teil kennen. Deshalb habe ich ausführlich aus dem jeweils erörterten Werk zitiert. Und da ich nicht nur an Theologen als mögliche Leser denke, habe ich auch Bibelstellen angeführt. Sie werden nach der revidierten Fassung der Lutherbibel von 1984 zitiert, die leichter greifbar ist als ältere Bibelausgaben.

*

Ich danke: Prof. Dr. Wolfgang Achtner (Gießen), Pfarrer Günter Bekker (Gießen), Frau Dr. Katrin Bedenig, der Leiterin des Thomas-Mann-Archivs in Zürich, Prof. Dr. Martin Greschat (Münster), Dr. Fritz Heuer (Heidelberg), Dr. Dr. h.c. Wilhelm Hüffmeier (Potsdam), Prof. Dr. Dr. h.c. Cornelius Mayer (Würzburg), meinem verstorbenen Freund Dr. Peter Probst (Gießen), meinem Schulkollegen Dr. Gunther Scheda (Düsseldorf) und Prof. Dr. Rudolf Waßmuth (Gießen) für viele förderliche Gespräche und Auskünfte, den freundlichen und hilfreichen Bibliothekarinnen der Giessener Universität, sowie den Autoren der im Literaturverzeichnis aufgeführten Bücher und Abhandlungen, die mich belehrten und mir weiterhalfen.

Ebenso danke ich meinem Sohn Dr. Arnim Karthaus, der mich in die Geheimnisse einführte, die die Handhabung eines Computers birgt, sowie meinem Schwiegersohn Prof. Dr. Patrick Gödicke, der dieses geheimnisvolle Wesen zur Ordnung rief bei Anfällen störriger Widersetzlichkeit.

Gewidmet ist dieses Buch meinem „fromm Gemahl“ (Luther), meiner Frau Dagmar, die mich vielfältig beraten und unterstützt hat und ohne deren Hilfe ich es wahrscheinlich nicht geschrieben hätte.

Gießen, im Februar 2016

Ulrich Karthaus

KRITIK AN DER KIRCHE

Thomas Mann erwirbt das Erbe der Geschichte und schöpft daraus die Substanz seiner Dichtungen. Damit beginnt er in *Buddenbrooks* und endet im Jahre seines Todes mit der Gestalt Martin Luther. Ausgehend von der Geschichte seiner Familie und der Vaterstadt Lübeck gelangt er bei dieser Wanderung in die Anfänge unserer Kultur im Zweistromland und in Ägypten. Seine Erkundung erstreckt sich nicht nur in die Tiefen der Zeit, sondern ebenso in die Weiten der Welt. Er besichtigt sie und ihre Kultur, an seinem Schreibtisch tätig, über die Grenzen Europas und seiner Zivilisation hinaus.

Seinen ersten Roman *Buddenbrooks* durchzieht ein dichtes Netz von Motiven, das kirchliche Gebräuche und fromme Gewohnheiten ausführlich beschreibt. Dazu gehören die katechetische Unterweisung der Kinder, der sonntägliche Besuch des Gottesdienstes und das Gebet. Für den Konsul Buddenbrook und vor allem für seine Witwe sind das derart selbstverständliche Gewohnheiten, dass man sie nicht hinterfragt. Allerdings zeigt sich gleich zu Beginn, dass dieses Netz nicht sehr fest geknüpft ist: das Familienoberhaupt, der alte Monsieur Johann Buddenbrook lebt noch 1835 als ein Anhänger kirchenkritischer Aufklärung, und seine Nachkommen verhalten sich in Fragen des Glaubens individuell sehr unterschiedlich.

Als Kind des neunzehnten Jahrhunderts stand Thomas Mann der Religion zunächst distanziert gegenüber. Zwar war er religiös erzogen worden, entsprechend den Gepflogenheiten des hanseatischen Bürgertums, dem er entstammte, aber diese Erziehung hat ihm, wie es einem ersten und flüchtigen Blick scheinen kann, wenig gegeben.

Indes bekannte er schon 1904 in seiner Antwort auf eine von Otto Julius Bierbaum angeregte Umfrage:

Ich liebe und bejahe in der Kunst, mit dem frühen Nietzsche zu reden, die ethische Luft, den faustischen Duft, Kreuz, Tod und Gruft'. [...] Ich bin nordisch gestimmt, bin es mit der ganzen Bewusstheit, die heute überall in Sachen der Nationalität und der Rasse herrscht. Protestantische, moralische, puritanische Neigungen sitzen mir, wer weiß, woher, im Blute. (GW X, 837).

Frizen spricht vom „protestantischen Erbe“ und zählt dazu die Leistungsethik, den Grundsatz der Autonomie, die „Innerlichkeit des Individuums“, „den Willen zur intellektuellen Redlichkeit“ und den „gegen die Fehlformen der Wirklichkeit protestierenden Moralismus“ (TMHB 312).

Wer seinen ersten großen Roman *Buddenbrooks* liest und der evangelischen Konfession verpflichtet ist, könnte angesichts jenes Bekenntnisses

befremdet sein, denn von protestantischen, gar puritanischen Neigungen lässt sich der Verfasser nichts anmerken.

In *Buddenbrooks* erscheinen drei Lübecker Pfarrer als Personen bei festlichen Gelegenheiten im Hause. Die Reihe beginnt mit Pastor Wunderlich, einem vornehmen Herrn, der um Gerechtigkeit bemüht ist und bei der Erwähnung Napoleons dessen Partei ergreift. Er berichtet nicht ohne Humor von der französischen Besatzung und von den Plünderungen, die sie verübte, wobei er sich als hilfreicher Seelsorger bewährte und Madame Buddenbrook vor dem Tod bewahrte, den sie im Wasser suchen wollte. Als das Diner mit seinen Getränken einige Gäste sichtbar angreift, bleibt er „weiß und formgewandt“ (GKFA 1.1, 38), obwohl er dem Wein eifrig zuspricht. Sein Nachfolger ist Pastor Kölling, der offenbar keine Bedenken hat, sein Amt als Prediger in den Dienst persönlicher Interessen einzelner Gemeindeglieder zu stellen, wobei er indes als Theologe versagt. Da Tony Buddenbrook sich noch der Ehe mit Herrn Grünlich verweigert, predigt er in der Marienkirche: „Ein jugendliches, ein noch kindliches Weib, verkündete er, das noch keinen eigenen Willen und keine eigene Einsicht besitze und dennoch den liebevollen Ratschlüssen der Eltern sich widersetze, das sei strafbar, das wolle der Herr ausspeien aus seinem Munde...“ (GKFA 1.1, 124).

Wie sich diese Ansicht theologisch begründen lässt, verschweigt er; in der Bibel steht einige Male, dass ein Mann – nicht die Frau – seine Eltern verlassen „und an seinem Weibe hangen“ wird. Überhaupt liebt er „starke Worte“, wie mehrmals erwähnt wird: eine Anspielung auf das Pathos eines Kanzelredners, wie man es im einundzwanzigsten Jahrhundert kaum noch kennt. Der dritte für die Familie zuständige Geistliche ist Pastor Pringsheim; ihm begegnet der Leser bei einigen Kasualien. Hanno aber kennt seine Meinung: „Pastor Pringsheim hat zu Jemandem gesagt, man müsse mich aufgeben, ich stammte aus einer verrotteten Familie...“ (GKFA 1.1, 824). Der Geistliche folgt damit einer gesellschaftlichen Meinung, die wohl in der Stadt verbreitet war. Zusammenfassend kommentiert Marx: „Die zunehmende Degeneration der Pastoren Wunderlich, Kölling und Pringsheim korrespondiert dem Verfall der Familie Buddenbrook“ (F. Marx, 16).

Außerdem gibt es noch eine weitere Reihe von Geistlichen, die teils komisch sind, teils aber auch moralisch mehr oder minder fragwürdig: da ist ein ehemaliger Geistlicher, der als Lateinlehrer unterrichtet, „ein gewisser Pastor Hirte, [...] dessen Lebensglück geradezu in dieser Übereinstimmung seines Namens mit seinem Titel bestand, und der nicht oft genug die Vokabel pastor sich übersetzen lassen konnte“ (GKFA 1.1, 72). Nach dem Tode des Konsuls spricht sich in der protestantischen Geistlichkeit herum, wie gastfrei das Haus in der Mengstraße und wie üppig seine Küche bestellt ist, so dass jene „schwarzgekleideten und langhaarigen Herren“ „aus allen Teilen des Vaterlandes“ (GKFA 1.1, 264) als Besucher erscheinen. Einer von ihnen ist Pastor Trieschke, „Thränen-Trieschke aus Berlin, der diesen

Beinamen führte, weil er allsonntäglich einmal inmitten seiner Predigt an geeigneter Stelle zu weinen begann“ (GKFA 1.1, 309). Er treibt es für einen Geistlichen – zumal des neunzehnten Jahrhunderts – ziemlich arg, indem er, verheiratet und Vater mehrerer Kinder, einen recht eindeutigen Liebesbrief an Tony richtet, der ihn in der Mengstraße unmöglich macht. Am weitesten aber geht wohl in seinem Egoismus Pastor Sievert Tiburtius aus Riga, der mit Clara verheiratet ist und sich bei ihrem frühen Tode als „Wicht“ und „Erbschleicher“ zeigt (GKFA 1.1, 477). „Wicht“ wird im Deutschen Wörterbuch als „überwiegend pejorativ“ definiert; als Beispiele werden „böser, arger wicht“ angeführt und in Beziehung zu „bösewicht“ gestellt (DW 29, Sp. 814–822).

Es fällt schwer, die religionssoziologischen Einsichten Max Webers in *Buddenbrooks* bestätigt zu finden. Am ehesten entspricht dieser Theorie der Konsul Johann, der seine pietistisch empfindsame Frömmigkeit mit einem realistischen Geschäftssinn zu verbinden weiß und auch sein Sohn Thomas, der allerdings als Geschäftsmann sehr viel weniger erfolgreich ist. Wenn Weber bemerkt „Der Unternehmer ist kein Protzer“ (Weber, 54), so wird diese Feststellung durch den erfolgreichen Konkurrenten der Familie Buddenbrook, den deutlich überernährten Hermann Hagenström, in Frage gestellt. Auch der bayerische Protestant Alois Permaneder entspricht nicht den Theorien Webers; ihm fehlt der Ehrgeiz. In ähnlichem Sinne folgt Gotthold Buddenbrook seinen Neigungen, indem er eine nicht standesgemäße Ehe eingeht. Im Hause der Familie herrscht ein großzügiger Luxus, nicht nur bei den Mahlzeiten; ihren Sohn Christian beschert die Konsulin zu Weihnachten mit einem Brillantring (GKFA 1.1, 592). Sein Bruder Thomas unterhält vor seiner Ehe eine Liebesbeziehung mit einer Blumenverkäuferin, aber er folgt den Üblichkeiten, die unter den hanseatischen Bürgern herrschen und gestatten, sinnliche Entschädigungen für die Arbeit mit „biederer Solidität“ (GKFA 1.1, 343) zu verbinden. Das Wort Sitte meint wie das griechische Ethos und das lateinische *consuetus* „ursprünglich den Zusammenhang von Wohnort und den dort herrschenden Gewohnheiten und Lebensweisen“ (HWPh IX, Sp. 897–907). Christian Buddenbrook wird man ernstlich kaum als Kaufmann bezeichnen, denn er ist ja kein seriöser Vertreter dieses Berufes, im Unterschied zum Makler Sigismund Gosch, der seine theatralisch literarischen Neigungen mit der Tüchtigkeit des Geschäftsmannes zu verbinden weiß. Und auch der alte Monsieur Johann Buddenbrook, mit seinem „wohlmeinende[n] Gesicht“ (GKFA 1.1, 10) gleicht so gar nicht „den stahlharten puritanischen Kaufleuten jenes heroischen Zeitalters des Kapitalismus“, die wir „in einzelnen Exemplaren bis in die Gegenwart wiederfinden“, wie Max Weber sie beschreibt (Weber, 54).

Einige der Geistlichen aber demonstrieren unterschiedliche Möglichkeiten der Reaktion kirchlicher Würdenträger auf die geschichtlichen Ten-

denzen der Säkularisation und des Kulturprotestantismus, und das macht sie in diesem Zusammenhang interessant. Pastor Kölling kehrt in seinem Verhalten bei gesellschaftlichen Anlässen den Mann von Welt heraus und zeigt: ich kann so sein und auch anders, vergleichbar einem Eiron in einer Komödie. So bestätigt er eine in der Kirche verbreitete Neigung, sich den jeweils herrschenden Situationen und Moden anzupassen. Und in den „starken Worten“ des Geistlichen darf man den Prediger erkennen, dessen Rhetorik der zunehmenden Schwäche seiner Position in der säkularisierten Welt entgegenwirken will. Pastor Pringsheim geht noch weiter, indem er sich einfach einer in der Stadt verbreiteten Meinung anschließt – ohne Kritik und ohne Besinnung auf seine doch eigentlich dem Evangelium verpflichteten Aufgaben.

Lächerlich jedoch und nahezu grotesk ist die von der Konsulin nach dem Tode ihres Mannes praktizierte Frömmigkeit. Schon die Neigung des Verstorbenen zu religiös gefärbter Empfindsamkeit war von dessen Vater und Pastor Wunderlich „ganz leise“ (GKFA 1.1, 31) belächelt worden. Sie hält Andachten, ausführlicher als der Konsul, katechisiert kleine Kinder und richtet den „Jerusalemsabend“ ein, bei dem eine pietistisch schwärmerische Erbauungsliteratur zu Worte kommt, „deren beständige Zärtlichkeit für das süße, wonnesame Jesulein ein wenig widerlich anmutete“ (GKFA 1.1, 304). Hier wird auch ein Lied gesungen, das, ursprünglich als „Parodie älterer Gesangbuchverse“ (GKFA 1.2, 311 f.) geschrieben, die im Kreise der Konsulin praktizierte Frömmigkeit ins niedrig Komische zieht.

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
 Ein wahrer Sündenkrüppel,
 Der seine Sünden in sich fraß,
 Als wie der Rost den Zwippel.
 Ach Herr, so nimm mich Hund beim Ohr,
 Wirf mir den Gnadenknochen vor
 Und nimm mich Sündenlummel
 In deinen Gnadenhimmel! (GKFA 1.1, 304)

Frau Grünlich, die Tochter der Konsulin, wirft das Gesangbuch fort und verlässt den Raum. Zuvor schon, als Christian aus Valparaiso zurückgekehrt ist und mit der Familie das Grab des Vaters besucht, beauftragt der Erzähler sie mit einer mehr schauspielerisch als religiös beeindruckenden Darstellung ihrer Empfindungen:

Tony legte den Kranz auf den in goldenen Buchstaben frisch in die Platte eingelassenen Namen des Vaters und kniete dann trotz des Schnees am Grabe nieder, um leise zu beten; der schwarze Schleier umspielte sie, und ihr weiter Kleiderrock lag ein wenig malerisch schwungvoll neben ihr ausgebreitet. Gott allein wußte,

wieviel Schmerz und Religiosität, und andererseits wieviel Selbstgefälligkeit einer hübschen Frau in dieser hingegossenen Stellung lag. (GKFA 1.1, 283)

Diese Szene auf dem Friedhof deutet voraus auf eine andere am Sterbebett ihres Bruders, des Senators, in der sie auf ähnliche Weise ihre Religiosität zeigt, diesmal indes mit entschiedenem Misserfolg:

Um fünf Uhr ließ Frau Permaneder sich zu einer Unbedachtsamkeit hinreißen. Ihrer Schwägerin gegenüber am Bette sitzend, begann sie plötzlich, unter Anwendung ihrer Kehlkopfstimme, sehr laut und mit gefalteten Händen, einen Gesang zu sprechen... „Mach End’, o Herr“, sagte sie, und alles hörte ihr regungslos zu – „mach Ende mit all seiner Not; stärk seine Füß’ und Hände und laß bis in den Tod...“ Aber sie betete so sehr aus Herzensgrund, daß sie sich immer nur mit dem Worte beschäftigte, welches sie gerade aussprach, und nicht erwog, daß sie die Strophe gar nicht zu Ende wisse und nach dem dritten Verse jämmerlich steckenbleiben müsse. Das tat sie, brach mit erhobener Stimme ab und ersetzte den Schluß durch die erhöhte Würde ihrer Haltung. Jedermann im Zimmer wartete und zog sich zusammen vor Geniertheit. Der kleine Johann räusperte sich so schwer, daß es wie Ächzen klang. (GKFA 1.1, 754 f.)

Unter den Figuren, die der Familie Buddenbrook nicht angehören, ist Sesemi Weichbrodt wohl die einzige, die wie selbstverständlich gläubig ist in überliefertem Sinne. Vom siebenten Kapitel des zweiten Teils an ist sie im Roman in einer Nebenrolle bis zum Ende unverändert anwesend. Hier, im letzten Kapitel des Romans, zweifelt Tony an der gütigen Gerechtigkeit Gottes und an einem Leben nach dem Tode. Sesemi widerspricht ihr nachdrücklich:

„*Es ist so!*“ sagte sie mit ihrer ganzen Kraft und blickte alle herausfordernd an. Sie stand da, eine Siegerin in dem guten Streite, den sie während der Zeit ihres Lebens gegen die Anfechtungen ihrer Lehrerinnenvernunft geführt hatte, bucklig, winzig und bebend vor Überzeugung, eine kleine, strafende, begeisterte Prophetin. (GKFA 1.1, 837)

Das letzte Wort des Romans lässt sich als ironisch verstehen. Der Erzähler hat die Figur Sesemi Weichbrodt mit einem Leitmotiv versehen: bei Familienfesten pflegt sie ihre Glückwünsche in die Worte „Sei glücklich“ zu kleiden. Dieser Wunsch aber erfüllt sich nicht: die Ehen Tonys scheitern ebenso wie die Ehe ihrer Tochter Erika, und vollends das Leben Hanno Buddenbrooks kann man nicht glücklich nennen. Thomas Mann gebraucht das Wort „Prophetin“ hier einerseits in theologischem oder biblischem Sinne, also als Titel für einen Mahner, der im Auftrag Gottes spricht, andererseits aber auch umgangssprachlich als Bezeichnung eines Menschen, der die Zukunft vorhersagt. 1904 hat er in einem Brief darauf hingewiesen, dass ihr Wunsch unerfüllt bleibt (DüD I, 39).

Dass Hanno Buddenbrook im Religionsunterricht des Gymnasiums mit dem Buch Hiob konfrontiert wird, geht wahrscheinlich nicht auf Erfahrungen Thomas Manns zurück. Die Jahresberichte des Katharineums – der Schule, die Thomas Mann besuchte – zeigen „das Bild eines Kirchenlieder-Unterrichts, der sich den liturgischen Erfordernissen unterstellte, Bibelworte aus dem ‚Spruchbüchlein‘, Luthers Katechismus, biblische ‚Historien‘ memorierte.“ So wurden den Schülern Grundzüge und Positionen, auch wissenschaftliche Fragen der Theologie ebenso wie die Kirchengeschichte vorenthalten. Das hat Frizen dargestellt (TMHB 307). Man darf deshalb vermuten, dass Hiob von Thomas Mann in den Roman gebracht wurde.

Das Buch Hiob steht in der Bibel an der ersten Stelle der Lehrbücher, noch vor den Psalmen; die Theologie des Alten Testaments zählt es zur Weisheitsliteratur. Weisheit meint hier „eine gemeinorientalische Philosophie, die in unterschiedlichen Regionen des Alten Orients jeweils spezifische Ausprägungen erfahren hat. [...] Allen Weisheitstexten ist ein belehrendes Anliegen gemeinsam, das sich in den überwiegend didaktischen Gattungen der Weisheitsliteratur widerspiegelt. (...) [Sie sammelt] Erkenntnis mit Hilfe von Erfahrung. [...] Das Erkenntnisstreben dient dem Erfassen einer Seinsordnung mit ethischer Relevanz. [...] Gott kann dabei als Garant der ethischen Seinsordnung verstanden werden. Weisheit wendet damit aus vorgängiger Erfahrung gewonnene Erkenntnis auf neue Erfahrung an, um diese zu deuten und zu strukturieren. Diese Doppelbewegung kann zu einer Ungleichzeitigkeit und damit zu einer Differenz von Erkenntnis und aktueller Erfahrung führen. (RGG III, Sp. 1777–1781)

Bei der Lektüre des Buches Hiob lässt sich zunächst kaum eine religiöse didaktische Absicht erkennen. Denn die Geschichte Hiobs stellt sein Gottvertrauen in Frage, Gottes Gerechtigkeit ist für ihn nicht mehr erfahrbar. Sie wird zweifelhaft, und zwar durch das Handeln Gottes, der dem Ratschlag Satans folgt. Denn man fragt sich: was ist das für ein Gott, wenn er seine eigene Ordnung in Frage stellt und sogar – mindestens zeitweise – aufhebt? Ein solches Verhalten kann man doch nur von Gottheiten erwarten, wie man sie in polytheistischen Kulturen verehrt. Deshalb sei dieses Buch keine harmlose Volkserzählung vom unschuldig leidenden und schließlich wieder überreich gesegneten Hiob, sondern eine Anklage Gottes, die zwar mit der Wiederherstellung der am Anfang beschriebenen Lebensumstände Hiobs befriedigend abgeschlossen wird, aber die eigentliche theologische Frage nach dem Wesen Gottes nicht beantwortet. Der Artikel in RGG spricht sogar von „Abgründe[n] im Verhältnis Gottes zu den Menschen“ (a. a. O.).

Ganz anders das Verständnis Max Webers. Er sieht in der Geschichte Hiobs eine Verbindung zweier Tendenzen

einerseits einer großartigen Verherrlichung von Gottes absolut souveräner, menschlichen Maßstäben entzogener Majestät, die ja calvinistischen Anschauungen so höchst kongenial war, mit der im Schluß doch wieder hervorbrechenden, für

Calvin ebenso nebensächlichen, wie für den Puritanismus wichtigen, Gewißheit, daß Gott die Seinigen auch und gerade – im Buch Hiob nur! – in diesem Leben und auch in materieller Hinsicht zu segnen pflege. (Weber, 161)

Später hat Thomas Mann in den Joseph-Romanen vom Leben des von Gott gesegneten Menschen in diesem Sinne erzählt. Wie auch immer aber man das Buch Hiob versteht: weshalb Oberlehrer Ballerstedt mit „einem Mischausdruck von Salbung und behaglicher Sinnlichkeit um die feuchten Lippen“ (GKFA 1.1, 785 f.) diesen Text im Religionsunterricht behandelt, ist sein Geheimnis. Er unterrichtet auf ähnliche Weise wie Doktor Mantelsack Ovids Traum vom Goldenen Zeitalter im Lateinunterricht behandelt: die historisch und auch philologisch interessierenden Fragen werden nicht angesprochen. Die Texte werden nur verwendet, um das Gedächtnis zu üben.

Aber das Buch Hiob steht wahrscheinlich aus anderen Gründen im Schulkapitel. Denn hier, vor dem Typhus-Kapitel wird der Tod Hanno Buddenbrooks motivisch, gleichsam musikalisch vorbereitet. Schon auf dem Weg zur Schule denkt er, „daß es innig wünschenswert wäre, vor dem geschlossenen Hoftore tot umzufallen...“ (GKFA 1.1, 779).

Dieser Wunsch verbindet Hanno Buddenbrook mit Hiob. Der klagt:

Warum gibt Gott das Licht dem Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen – die auf den Tod warten, und er kommt nicht, und nach ihm suchen mehr als nach Schätzen, die sich sehr freuten und fröhlich wären, wenn sie ein Grab bekämen –, dem Mann, dessen Weg verborgen ist, dem Gott den Weg ringsum verzáunt hat? (Hi 3, 20–23; vgl. 6, 8 f. u. 9, 21)

Der Todeswunsch Hannos ist keine augenblickliche Anwandlung auf dem Schulweg. Hiobs Todeswunsch geht vorüber. Hanno aber ist physisch kaum lebensfähig. Bald nach seiner Geburt leidet er unter lebensbedrohenden Krankheiten, als kleines Kind plagt ihn der *pavor nocturnus* (GKFA 1.1, 508 u. 565), und er ist beständig genötigt, sich quälend schmerzhaften Zahnbehandlungen zu unterziehen, da die kranken Zähne auch die Funktion anderer Organe beeinträchtigen.

Die Todesfälle in der Familie Buddenbrook bilden den Kontrapunkt der Kritik an der Kirche und ihren Vertretern. Die Abschnitte und Kapitel, die vom Sterben erzählen, nehmen mit dem Fortgang der Romanhandlung zu an ausführlicher Genauigkeit und gewinnen dabei ebenso zunehmend an literarischem Rang. Thomas Mann behandelt den Tod seiner Figuren wie Wagner Motive seiner Opern behandelte: zuerst klingen sie leise an, dann werden sie breiter ausgeführt und auch reicher instrumentiert, bis sie am Ende, vom ganzen Orchester gespielt, voll erklingen.

So wird der Tod in den Sterbeszenen des Romans aus verschiedenen Gesichtswinkeln gesehen: fast immer spielen die medizinischen Momente eine Rolle wie im Falle der Konsulin. Sie stirbt in der gläubigen Gewissheit ei-

nes Wiedersehens mit dem Verstorbenen; der Tod des letzten Buddenbrook indes ist musikalisch-motivisch bestimmt. So interpretiert Fritzen Hannos Improvisationen am Klavier (Fritzen, 310). Zugleich wird diese musikalisch-motivische Erzählweise in die Romandichtung übertragen, indem der Tod als ein leitendes Motiv der Handlung das Werk durchzieht. Im Schulkapitel wird diese gleichsam musikalische Rolle des Todesmotivs für die Ökonomie des Romans besonders deutlich. Es bereitet das Typhus-Kapitel vor, in dem Thomas Mann den letzten Buddenbrook zu Tode bringt.

Jenes 2. Kapitel des elften Teiles folgt auf die Schilderung der glücklosen Tätigkeit des Konsuls Kistenmaker, der die Firma nach dem Tode des Senators unter großen Verlusten liquidiert, und geht dem Typhus-Kapitel voraus, das den Tod des letzten Buddenbrook erzählt. Diese sozusagen musikalische Aufgabe eines erzählten Vorspiels wird in mehreren Anspielungen auf den Tod deutlich. Der Klassenprimus heißt Adolf Todtenhaupt (GKFA 1.1, 785), der Englischlehrer Modersohn (GKFA 1.1, 811). Der Name könnte an das Malerehepaar Paula Modersohn-Becker (1876–1907) und Otto Modersohn (1865–1943) erinnern. Der Ruhm der von ihm 1897 in Worpswede gegründeten Künstlerkolonie dürfte aber kaum den Namen des Lehrers in *Buddenbrooks* inspiriert haben. Sehr viel näher liegt die Erinnerung an Hannos Taufe zu Beginn des Siebenten Teils, bei der der Speicherarbeiter Grobleben in seiner Gratulation feststellt, „wi müssen all tau Moder warn, tau Moder“ (GKFA 1.1, 441). Für diese Deutung des Schulkapitels sprechen auch andere Beobachtungen. Der Rechenlehrer, Herr Tietge wird von Kai mit dem „klangvolle[n]“ Zuruf „Guten Tag, du Leiche“ (GKFA 1.1, 798) begrüßt, ein abwesender Mitschüler wird vom Galgenhumor eines Mitschülers als „Verstorben!“ (GKFA 1.1, 813) entschuldigt. Vollends die Figur des Klassenlehrers erinnert an Lessings Abhandlung *Wie die Alten den Tod gebildet* (1769) (GKFA 1.1, 800). Er steht mit gekreuzten Beinen vor dem Katheder; mit Lessings Worten: „Über einander geschlagene Füße sind die natürliche Lage, die der Mensch in einem ruhigen gesunden Schläfe nimmt. Deshalb haben sie „sowohl bei dem Tode als bei dem Schläfe, die schönste angemessenste Bedeutung“ (Lessing, VI, 733). Verwandt mit ihm ist eine stumme *Figur im Tod in Venedig*, die allerdings einen „grauen Wetterkragen über dem linken Unterarm“ (GKFA 2.1, 503) trägt. Den führt Doktor Mantelsack im Namen. Vielleicht hat Thomas Mann dieses Motiv auch nicht von Lessing, sondern aus dem einschlägigen Standardwerk des achtzehnten Jahrhunderts. Benjamin Hederich schreibt, Hermes, mit lateinischem Namen Mercurius, trage „auf dem Rücken einen kleinen Mantel“ (Hederich). Doch solche Fragen und möglichen Antworten sind weniger wichtig als der Befund, den die Lektüre des Romans ergibt: er stellt sich einer ersten oder gar flüchtigen Lektüre keineswegs als ein christliches oder gar frommes Buch dar, obwohl er, im ersten und im letzten gesprochenen Satz „Was ist das?“ und – etwas variiert – „*Es ist so!*“ dem Luther-Katechis-

mus verpflichtet ist. Charakteristisch für das Verhältnis von Protestanten zu ihrer Kirche ist keineswegs die Liebe zu ihrer Kirche. Man erblickt in ihr meist eine menschliche Einrichtung, unzulänglich und fehlerhaft wie das meiste von Menschen Geschaffene, bedürftig der Kritik und Korrektur.

*

Als Kind des neunzehnten Jahrhunderts scheint Thomas Mann der Religion und ihren Vertretern, wie sie sich öffentlich darstellten, fremd gegenüberzustehen. Zwar war er religiös erzogen worden, entsprechend den Sitten seiner Zeit, aber mindestens einem ersten Blick scheint es, als habe ihn diese Erziehung nicht nachhaltig geprägt. Das ist kaum erstaunlich, wenn man sich der Schicksale erinnert, die seit dem achtzehnten Jahrhundert den christlichen Glauben und die Kirchen erschütterten hatten.

Im ersten Teil seines Memoirenwerkes *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* (1811) berichtet Goethe von der Betroffenheit, mit der er als Sechsjähriger vom Erdbeben in Lissabon am 1. November 1755 erfahren hatte:

Der Knabe [...] war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubens-Artikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten. (WAG I, 26, 43)

Damit spielt er auf die Kontroverse zwischen Voltaire und Rousseau an, auf die er im *Biographischen Schema* von 1809 verwiesen hatte. Voltaire dichtete das *Poème sur le desastre de Lisbonne* mit den Versen: „Betrogene Philosophen. Ihr schreit: „Alles ist gut“ / Kommt her und seht die gräßlichen Ruinen, / verstreute Glieder unter Marmortrümmern“. Rousseau erwiderte: „Täuschen Sie sich nicht darin, meine Herrn! Es entsteht das Gegenteil von dem, was Sie sich vornehmen. – Dieser Optimismus, den Sie so grausam finden, tröstet mich doch in eben dem Leiden, das Sie mir als unerträglich darstellen.“

Aber diese Zuversicht hatte eine Erschütterung erfahren, von der sie sich nicht mehr erholen sollte. Man hat vom „Tod des Optimismus“ gesprochen. Der Glaube an den einen Gott, den Schöpfer des Himmels, der Erde und des Menschen, der den Christen „wider alle Fährlichkeit beschirmt und vor allem Übel behütet und bewahrt“, wie es Goethe und bald nach seinem Tode noch Tony Buddenbrook in Luthers Katechismus gelernt hatten, wurde in Frage gestellt. Der alte Monsieur Johann Buddenbrook, Tonys Großvater, lacht einfach darüber. Die Überzeugung, in der besten aller möglichen Welten zu leben, war nachhaltig verstört worden.

Die Folge, nicht nur in der Literatur, war die Säkularisation oder Verweltlichung des Staates, der Rechtsverhältnisse und der Mentalität. Der Begriff stammt aus dem Staatsrecht; er fand in Deutschland Verbreitung, als er vom französischen Gesandten in den Vorverhandlungen zum Westfälischen Frieden gebraucht worden war. Schon in Johann Heinrich Zedlers *Großem vollständigen Universal-Lexicon*, das 1731–1754 in vierundsechzig Bänden erschien, ist das Wort Säkularisation bekannt. In juristischem Sprachgebrauch bedeutet es die Übertragung von kirchlichem Besitz in weltliches Eigentum. Darüber hinaus bezeichnet das Wort ganz allgemein die Veränderungen, die die Religion im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit der Modernisierung der Welt durch Technisierung, Demokratisierung und Urbanisierung der alten europäischen Agrarstaaten erfahren hatte; man hat diesen Prozess gelegentlich mit dem von Max Weber geprägten Begriff Entzauberung bezeichnet, den Weber aber etwas anders gemeint hat. Er versteht darunter „die Ausschaltung der Magie als Heilmittel“, die „in der katholischen Frömmigkeit nicht zu den Konsequenzen durchgeführt“ worden sei wie in der puritanischen (und vor ihr nur in der jüdischen) Religiosität“ (Weber, 105).

Für die Beziehungen der Menschen zum Glauben und zur Religion bedeutete dieser Prozess in der Neuzeit aber oft den Abschied von der Kirche und die Verlagerung des Glaubens in die Privatsphäre.

Die neuere Religionssoziologie sieht in dieser Entwicklung keinen Sündenfall, sondern neben anderem auch eine Zunahme und Intensivierung der individuellen Auseinandersetzung mit der Religion. Die Aufklärung hatte die Religionsfreiheit und Religionsmündigkeit gefordert, und damit wurde die Neigung zur Privatisierung der Religion gefördert. Diese Entwicklung geht Hand in Hand mit den Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums. Die Privatreligion wurde eine allgemein anerkannte und vertretbare Form des christlichen Glaubens. Aus der Bindung an die Kirche wurde, namentlich im Protestantismus, die persönliche und oft kirchenfremde Frömmigkeit. Diese Umformung der kirchlichen und biblisch begründeten Religion hat die Moderne nachhaltig beeinflusst.

In den letzten Jahrzehnten des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gab es eine Bewegung, die man als Folge des Geniekults der siebzehnhundertsiebziger Jahre sehen kann: den sogenannten Kulturprotestantismus. Der Begriff wurde von konservativen Lutheranern geprägt, um ihren theologischen und kirchenpolitischen Gegnern eine religiös illegitime Profanierung des Protestantismus vorzuwerfen. Sie wollten damit gegen die moderne Theologie wirken, die sich seit dem achtzehnten Jahrhundert entwickelt hatte und mit den Namen Johann Salomo Semler (1725–1791), Friedrich Schleiermacher (1768–1834), Ernst Troeltsch (1865–1923) und Adolf von Harnack (1851–1930) verbunden ist. Man vermutete im Kulturprotestantismus psychologischen Subjektivismus, die Neigung

zu einem Christentum ohne Eschatologie, historischen Relativismus und eine bildungsbürgerliche Kulturseligkeit, die dem Künstler die Rolle des Heiligen zusprach. Wahrscheinlich darf man diese Bewegung im Zusammenhang mit einem Krisenbewusstsein sehen, das intensive Diskussionen über die ethischen Fundamente der Gesellschaft anregte. Das führte zur Gegenüberstellung der deutschen „Kultur“ mit der westlichen „Zivilisation“ und zu den unterschiedlichen Konfessionskulturen. Die im Deutschen Reich herrschende protestantische Mehrheit zog eine deutliche Trennungslinie zwischen sich selbst als dem in Bildung und Kultur überlegenen Bevölkerungsteil und dem katholischen als der in dieser Hinsicht unterlegenen und rückständigen Bevölkerungsgruppe, eine Ansicht, die auch von Max Weber vertreten wird. Diese Mode des Kulturprotestantismus hinterließ sogar in der katholischen Kirche ihre Spuren. So wurden im Gewände des Westportals der Pfarrkirche St. Lamberti in Münster/Westfalen, wohl während der Renovierung zwischen 1871 und 1889, Statuen von Aposteln und Evangelisten angebracht, bei denen der Evangelist Johannes die Züge Schillers und Lukas die Züge Goethes trägt.

Neben dem Kulturprotestantismus lebte der Pietismus des achtzehnten Jahrhunderts fort. Ihm zeigt sich die Wahrheit des Glaubens nicht in dogmatischen Erkenntnissen, sondern in der Innigkeit des Gefühls und der Tiefe des Glaubens, bisweilen auch in einer empfindsamen Naturverbundenheit, die den Schöpfer in seinen Werken verehrt. Eine solche Frömmigkeit bekundet der Konsul Jean Buddenbrook, Sohn und Nachfolger von Johann Buddenbrook, indem er an den Brief vom „10. May“ in Goethes *Werther* mit den Worten erinnert: „wenn ich dort im hohen Grase unter dem wuchernden Gebüsch liege, ist es mir eher, als gehörte ich der Natur und hätte nicht das mindeste Recht über sie...“ (GKFA 1.1, 34). Die Verbindung seiner empfindsamen Naturliebe mit seiner Religiosität wird wenig später deutlich, als er im April 1838 die Geburt der Tochter Clara in die Familienchronik einträgt. Wir haben gesehen, wie die Konsulin nach seinem Tode diese pietistische Frömmigkeit übertreibend praktiziert und wie karikaturistisch der Erzähler sie darstellt.

Diese Form der Frömmigkeit wird auch in einer Figur karikiert, die unübersehbare Züge eines Tartuffe trägt. So präsentiert sich Bendix Grünlich bei seinem ersten Auftritt zu Beginn des Dritten Teils, indem er „Gottesglaube, Mildherzigkeit, innige Frömmigkeit, kurz die wahre Frömmigkeit“ als „die wahre Christlichkeit“ kennzeichnet, die er sein „Ideal“ (GKFA 1.1, 104) nennt.

*

Im lutherisch geprägten Protestantismus, der in Lübeck herrschenden Konfession, ist die Tendenz zu einem Glauben ohne Kirche verbreitet.

Noch heute, im einundzwanzigsten Jahrhundert, schreibt der Theologe Graf: „Kirchenaustritt bedeutet für viele Getaufte keineswegs den inneren Abschied von Glaube und Christentum“ (FAZ, 1.4.2011). Er führt diese Haltung auf Semler zurück, den Begründer der historisch-kritischen Bibelforschung in Deutschland, wie auf dessen Unterscheidung zwischen der persönlichen Überzeugung des gläubigen Christen und der theologischen Wissenschaft, die Semler im Sinne der Aufklärung als rationale Disziplin verstand.

Es lässt sich zwar feststellen: der christliche Glaube beherrscht im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr das Leben der Gesellschaft, weder öffentlich noch privat. Aber es ist immer noch üblich, nach alter Sitte an kirchlichen „Passageriten“ teilzunehmen, so dass auch die säkularisierte Religion ihren Platz in der Erziehung und Festkultur hat. Der Begriff Passageriten wurde von dem Ethnologen Arnold van Gennep (1873–1957) mit dem Buch *Übergangsriten* definiert. Der Verfasser benutzt das Bild eines Hauses zur Veranschaulichung seiner These. Die verschiedenen Räume des Hauses ordnet er verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, Altersklassen, Tätigkeiten usw. zu. Da sich die Menschen unausgesetzt verändern, indem sie altern, den Wohnsitz und ihre sozialen Rollen wechseln, indem sie z. B. nacheinander Schüler, Lehrlinge oder Studenten und Eheleute, Eltern, endlich Rentner und Großeltern sind, ist die Gesellschaft nicht als statische Organisation zu denken, sondern als in ständiger Bewegung begriffen. Für den Einzelnen hat das wiederholte Übergänge von einem „Raum“ zum anderen zur Folge; van Gennep nennt diesen gleichsam räumlichen Wechsel „Grenzübertritt“. Die Übergangsriten sollen das Individuum beim Schritt von einer deutlich definierten Situation in eine neue noch ungewisse Zukunft begleiten. Man darf vermuten, dass ein solcher Übergang sehr oft mit Ängsten und Hoffnungen verbunden ist. Solche Übergänge, die auch in kirchenfernen Familien kirchlich begangen werden, sind Geburt, Initiation, Hochzeit oder der Tod. Der kirchliche Beistand ist erwünscht bei Taufe, Konfirmation oder Erstkommunion, Trauung und Bestattung, bisweilen sogar, wenn der Verstorbene aus der Kirche ausgetreten war. Da mögen gesellschaftliche Üblichkeiten oder andere Motive im Spiele sein.

In diesem Punkt folgte offensichtlich auch Thomas Mann den Überlieferungen seiner Herkunft. Soweit es möglich war, wurden diese Riten im Hause begangen, in *Buddenbrooks* wird Tony mit Herrn Grünlich im Hause getraut, Hanno wird im Hause getauft, obwohl doch die Marienkirche nahe auf der anderen Straßenseite steht. Hannos Taufe ist nicht nur ein Ereignis von großer kirchlicher, sondern auch von gesellschaftlicher Bedeutung, die durch die Anwesenheit des regierenden Bürgermeisters in ihrer „Würde“ (GKFA 1.1, 434) unterstrichen wird.

Auch in späteren Werken kommt die offizielle Amtskirche nicht gut

weg; in *Königliche Hoheit* (1909) gibt es den „Oberkirchenratspräsidenten D. Wislizenus“; er trägt bei der Trauung des Prinzen Klaus Heinrich mit Imma Spoelmann einen „seidigen Talar“ (GKFA 4.1, 397). Unter evangelischen Geistlichen enthält die Bezeichnung eines Amtsbruders als „seidener Talar“ eine scharfe Kritik; sie besagt, dass der Betroffene seinen Zuhörern nach dem Munde redet und auch als Seelsorger ihren Wünschen entgegenkommt, dass er nicht Kreuz, Sünde und Buße predigt, sondern eine billige Gnade. Die rhetorischen Leistungen jenes Kirchenfürsten stehen der Kunst Thomas Manns nahe; man kann sie als Parodie seiner leitmotivischen Schreibweise verstehen (a. a. O.). In fast allen seinen Werken werden ja Kunst und Künstlertum thematisiert.

Noch im *Gesang vom Kindchen* (1919) sind aber die Zweifel an der Geistlichkeit der evangelischen Kirche wach; der Vater sucht sich den Geistlichen für die Taufe selbst aus:

Denn wer weiß, was [sic!] einem die Lutherkirche ins Haus schickt,
Wenn man es ihr überläßt, wohl gar einen öligen Tölpel,
Welcher mir alles ins Komische zöge. (GW VIII, 1090)

Geht die Vermutung zu weit, er habe wegen dieser Abneigung gegen die „Lutherkirche“ den reformierten Geistlichen Kuno Fiedler gebeten, die Tochter Elisabeth am 21. Oktober 1918 zu taufen?

Nicht sehr viel besser als den lutherischen ergeht es einem katholischen Geistlichen in Thomas Manns Werk, dem Geistlichen Rat Chateau, den Felix Krull aufsucht, um ihn zu bitten, dass er die Beisetzung seines Vaters übernehme. Auch dieser „heiter-sinnlich[e] Kleriker“ (GKFA 12.1, 73) ist in „feine[s] seidig-schwarze[s] Tuch“ (GKFA 12.1, 74) gekleidet und gibt „sich den weltmännischen Anschein, als ob er meinen [Felix Krulls] Angaben Glauben schenke“ (a. a. O.) – immerhin aber lässt er ihn an seiner Mahlzeit teilhaben. Ähnlich verfährt der Münchener Dekan im *Doktor Faustus*, als Zeitblom ihn bittet, die durch eigene Hand verstorbene Clarissa Rodde zu bestatten. Er ist wahrscheinlich ein protestantischer Geistlicher „von echt lutherischem Typ“, der sich durch das Anliegen „für seine heilige Firma“ geschmeichelt fühlt (GKFA 10.1, 558).

Trotz der in *Buddenbrooks* deutlichen und auch später in anderen Werken angedeuteten Kritik an der Kirche und ihren Würdenträgern und trotz der Gebundenheit an überkommene bürgerliche Sitten, die er kaum hinterfragt, gibt es schon in Thomas Manns erstem Roman die Äußerung einer aufrichtigen, lutherisch geprägten Frömmigkeit, die gegen Ende seines Lebens dem Senator Thomas Buddenbrook zugeschrieben wird. Er wendet sich zwar „bei Gelegenheit und halb im Scherz“ (GKFA 1.1, 304) gegen den Pietismus, den seine Mutter pflegt, aber sehr viel später, als er den Tod erwartet, wird er so charakterisiert: